

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Ein feucht-fröhlicher Wettstreit

(Karl Arnold)





„Cäsars Tante hatte einen Apfel“

November, das ist die Zeit der Straßenbahnen, die Lieblingszeit der Straßenbahnfahrer. Es profit von den Dächern und tropft von den Nasen. Trotz zur Gesundheit! Bankauf, bankab niest es und hustet. Vermuthlich haben die Bazillen jetzt Paarungs- und Hochzeit. Sie lassen die Menschen niesen und bellern, während draußen im Walde die Hirsche brüllen. Bruntzeit der Bazillen, wahrscheinlich rufen die alten, kräftigen Bakterienbullen ihre Weibchen, kämpfen mit Nebenbuhlern — und das alles in der Straßenbahn im November, für den verhältnismäßig niedrigen Tarif. Wer Straßenbahn fährt, sieht mehr vom Leben, z. B. die Reihe der ihm Gegenüberisitzenden. Ich weiß selbstverständlich, daß alle im Wagen so tun, als ob sie ihr Gegenüber nicht sähen. Es ist doch recht peinlich, so auf anderthalb Meter sich Aug' ins Auge sehen zu müssen. Jawohl, man bemüht sich, durcheinander hindurchzusehen, als ob da drüben nur Luft wäre, gute Luft natürlich, und nicht der dicke Herr mit der komischen Nase, und nicht die umfangreiche Marktfrau mit den roten, wie aufgemalten Puppenbäckchen, und neben ihr die Junge Dame mit dem wie nichtaufgemalten Rosarot und dem Augenbrauenstrich, der so fein gezeichnet ist, als habe ihn der Olaf Gulbransson entworfen; eine sehr begabte Person anscheinend, von handwerklich großem Können, diese Strich-zieherin.

Unser Blick geht weiter und gleitet über den unbesorgten Schulbusen dahin, dessen Lippen sich bei der Übersetzung des lateinischen Satzes leise bewegen. Er flüstert: „Cäsars Tante hatte einen Apfel.“ Das ist recht auffällig; denn seit Cajus Julius Cäsars Tod ist immerhin eine erkleckliche Zahl von Jahrhunderten dahingegangen, und auch seine Frau Tante deckt schon lange der kühle Ruhm und Marmor. Aber Cäsars Tantenapfel lebt grammatisch in dieser deutschen Straßenbahn weiter, während rings herum sich nördliche Schnupfen und Husten detonieren. Erinnerungen an Obstgötte sind sehr langlebig, wie auch das Beispiel an Urmutter Evas Apfel bezeugt. Ich will mich keineswegs auf jenen Apfelsatz mit Cäsars Tante festgelegt wissen; denn solcher Sätze gibt es viele in allen zu schulischen Zwecken geübten Fremdsprachen, und morgens gegen 8 Uhr und um die Mittagszeit wisperst' in allen deutschen Straßenbahnen von Genitiven und Konjunktionen und andern Fällen, die man zum Übergang in die nächsthöhere Klasse braucht. Mit ihrer munteren und lautstarken Fröhlichkeit erfüllt die schulpflichtige Jugend den Wagen und ist den ersten Zeitungslesern

ein Dorn im Ohr, den Zeitungslesern, die den Ruf vernommen und nicht vom Unglück verfolgt sein möchten, wie der arme „Herr Hase“, der keine Zeitung las und infolge dessen von nichts wußte. So sitzen wir alle einander gegenüber und müssen feststellen, daß der Mensch eher gut als schön ist, namentlich im November, wenn es draußen regnet und katarthalsche Erscheinungen sich im Ebenbild Gottes widerspiegeln. Für ein Viertelstündchen oder etwas länger sind unsere Lebensbahnen durch das städtische Verkehrsnetz einander gleichgeschaltet zu einer Kampfgenossenschaft gegen Neuzinkommende, die auch noch Platz finden wollen auf den beiden Bänken, da die Spindel einander gegenüber sitzen. Voll Interesse beobachten wir, wie jener Willensstärke die Lücke, die der Beckenbreite eines Süglings zur Not genügen würde, langsam seinen Körpermaßen anpaßt. Erst schwebt er in aller Bescheidenheit ganz vorne auf der Bankante, in den Gang hineinragend als verkehrshemmendes Vorgebirge. Langsam schiebt er sich, keilförmig Muskeln zusammenziehend, immer tiefer in die feindliche Front, zermüht Nachbarn durch stetigen Druck. Die Bresche erweitert sich und schon drücken die Ellbogen in die feindlichen Linien

nach. Ein Ruck des Wagens, der Sieg ist sein. Nun strahlt er in milder Zufriedenheit, jetzt ist er wieder ganz Zeit- und Volksgenosse und ein nützliches Glied in der Schicksalsgemeinschaft der Fahrgäste. Übrigens hat das Knochengehirn der Nachbarn unter seinem Ansturm standgehalten, was von der Solidität der Ausführung Zeugnis ablegt und uns wieder einmal eindrücklich auf die Wunder der Natur mit besonderer Berücksichtigung der Trambahnenbenützer hinweist.

Im allgemeinen geht so eine Fahrt unter dem Schweigen der Fahrgäste vor sich, falls nicht plötzlich der Kontrolleur erteilt und mit der Höflichkeit des Beamten, hinter der die Stimme des Ewiggen Gerichts wohnt, uns auffordert, durch Vorweisung des Fahrscheins darzulegen, daß wir unaufgefordert unsere geldlichen Verpflichtungen nochgekommen sind. Wem schlägt da nicht das Herz! Werden wir unseren Fahrschein auch rechtzeitig finden, um klar und deutlich vor aller Welt unsere Unschuld zu beweisen? Ist es nicht dasselbe Gefühl wie damals, als uns der Lehrer aufgefodert gelöst — aber Beweise, Beweise! Wer fürchtet sich vorm Kontrolleur? Niemand, aber erst nachdem man den Fahrschein gefunden hat. Das ist das kleine Gruseln, das so eine Straßenbahnfahrt mit sich bringt. Manchmal wird auch die Stille so einer Fahrt unterbrochen durch ein eltes Weiblein oder Männlein, das seiner Meinung über die Welt Luft zu machen sucht. Meistens ist es die Schlichtheit der Menschen, die hier an Beispielen aus dem Alltagsleben klar und deutlich erläutert wird. Doch die Umisitzenden sind etwas verlegen oder tun so, als ob sie mit der Anrede an alle nicht gemeint sein könnten, diese Druckberger. Die ganze Besetzung horcht auf, wenn sich zwei quer durch den Wagen begrüßen, wie interessant ist es zu erfahren, daß es dem einen den Umständen entsprechend geht und auch die Feststellung überrascht, daß der andere jetzt hier ist. Erstmalig scharfe Beobachtungen vernehmen wir da. So, daß das Wetter doch recht unangenehm sei und daß es vermuthlich wieder wärmer werden könnte. Wir vernehmen, daß man wie immer viel zu tun hat, daß man vorige Woche Krachbüchlers getroffen hat und daß es denen auch den Umständen entsprechend geht. Ja, Straßenbahnfahren bildet unheimlich.

Folitzik.

Der Grübler

Von Katardöfer

Gesetzt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähm' ich da das Leben an den Ohren!
Kein Gebenlassen gäb's, kein stummes Schlucken
Ich ließe mich von niemand unterdrücken.

Zwar miß' ich allerdings, um nicht zu lügen,
schon über ein gewisse Plus verfügen,
Kam' ich von neuem aus dem Ei gefrochen.
Zum Beispiel über demgemäße Knochen.

Wie aber fecht' ich mit dieser Hypothese?
Befümmert grüdelnd senkt sich meine Treppe . . .
Gesetzt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähme mich das Leben an den Ohren!

Der Forschungsreisende

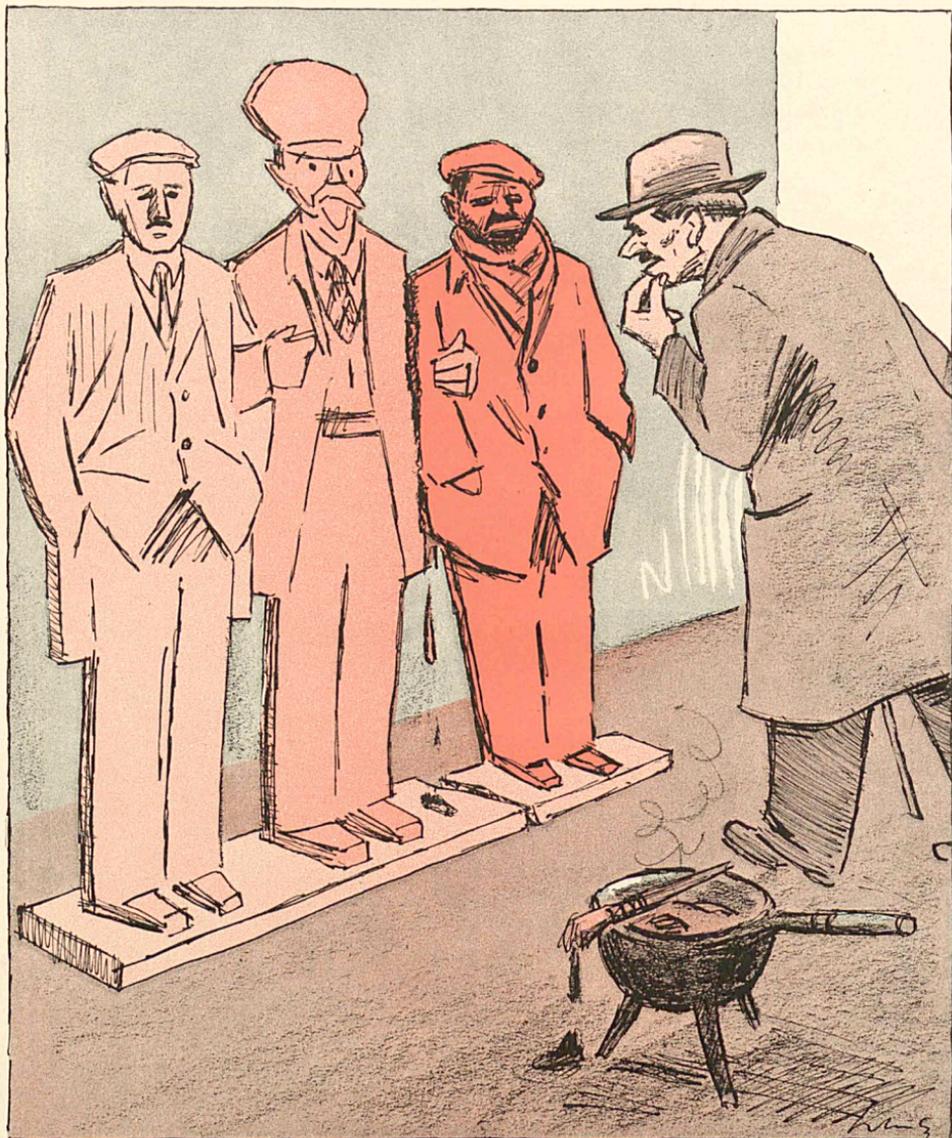
(Erich Schilling)



„Es muß doch sonderbar sein, Herr Professor, wenn Ihnen so im Urwald eine halbnackte Frau begegnet?“ — „Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, daran sind wir Europäer doch gewöhnt!“

Frankreichs zusammengekleisterte Volksfront

(Wilhelm Schultz)



„Aha, den linken Flügel haben sie wieder einmal notdürftig angeleimt! Aber wie lange wird's noch dauern, bis wir Franzosen merken, daß wir die Geleimten sind?“



Die Versuchung des Sepp Hilzensauer

Von Karl Springenschmid

Wenn der behördlich autorisierte Bergführer Sepp Hilzensauer im hinterm Pulmes das vierte Viertel hat, dann redet er sich schon rechttschaffen leicht. Da schaut er verzwickt in das Glasl, wie doch der rote Terlaner so schön leuchtet, und meint: „Angst? Naa, Herr, Angst kennt der Bergführer nit. Nit an Löffel voll hab i zambracht, so lang i führ“. Aber einmal, ein einzigsamal, da woll, da hat mi die Angst packt, ganz schlecht, aber nit wegen die Berg, wegen was andern, Herr...“

Und dann hebt er zu erzählen an:

„Es ischt schon sakrisch lang aus dös, Herr, und i bin selbigsamal no a Junger, sauberer Mensch gwesen, gsund auf und auf und voller Schneid, sell woll, und da ischt einmal a Herrschäftliche ins Dorf kommen, an alleinstehende Dame, wie man sagt. Beim Adlerwirt ischt sie im Quartier gewesen. I bin grad auf der Führerbank gessen und hab mit dem alten Rupfler gekartet. Da hat sie mi angesprochen: ‚Bergführer, sind Sie noch frei?‘

‚Sell woll, gnädige Frau‘, hab i gsagt, schön und manierlich, — Manieren sein bei die Herrschäften allemal die Hauptsach‘ und bsunders bei die alleinstehenden — ‚frei bin i woll!‘

Sie hat mi angeschaut von unten bis oben und von oben bis unten und i sie aa. Aber versteht si, a Bergführer schaut so a Herrschäft bloß alpinistisch an: ein Frauenzimmer ist sie gewesen in die besten Jahr, stark im Fleisch, fest beinand‘ und guet guet für den Nockspitz oder den Ampferkerogel oder das Lizumerhorn.

‚Sie sind also noch frei?‘ hat sie gsagt und hat mi so gspassig angeschaut dabel, wie mi no nie

kein Frauenzimmer nit angeschaut hat, ‚dann möchte ich mit Ihnen morgen auf die Nockspitze!‘ ‚Sell geht leicht, gnädige Frau‘, hab i gsagt, ‚da ischt ja eh a Weg, daß man a Kuah uentreiben kann!‘

‚Nicht so!‘ hat sie den Kopf geschüttelt, ‚über die Wand!‘

‚Über die Wand?‘ Da hab i sie mir no einmal alpinistisch angeschaut: Die Füß a bißl kurz, aber stark, das Gstell fest und guet eingehängt und als ganzes schneidig gnuet. ‚Die Wand müeßt grad schun gehn, gnädige Frau, sein halt fufzehn Gulden!‘

‚Abgemacht!‘ hat sie gsagt, ‚und morgen los!‘ und hat mir no die Hand geben und mir a gute Nacht gewünscht und i ihr aa.

Also bin i halt am andern Morgen mit ihr über die Kreiteralm aufgestiegen zum Nockspitz hin. Das Mundwerk ischt ihr gangen wie ein Mühlrad, das z’viel Wasser hat. Erzählt hat sie mir, wie schrecklich es ist im Leben, und wie schlecht es ihr geht, und wie arm sie ist. Da bin i derschrocken. ‚Die fufzehn Gulden sein aber ausgemacht!‘, hab i schnell gsagt, ‚da laß i nix nach!‘ Nicht so, hat sie gemeint, arm bloß, weil sie halt keinen Menschen nit hat und weil sie allweil so allein ist und weil halt niemand sie versteht.

‚I versteh Ilna schun, gnädige Frau‘, hab i gsagt und bin allweil schlan stad vorausgegangen und hab halt ‚nhm‘ gesagt, wo es grad paßt hat, damit sie nit meint, daß mir ihre inwendigen Schmerzen ganz wurscht sein, weil do der Bergführer auf dös achten müeß, wia’s seiner Herrschäft z’muet ischt.

So sein mir zum ersten Wandl kommen, und i hab ihr das Seil unten. Dreimal hab i ihr die Schling richten müessen. Ziehen Sie nur fester zu, Herr Hilzensauer!‘, und wia i fest zuezoohen hab: ‚Nicht so stürmisch, Herr Hilzensauer, ich bin doch eine Frau!‘, und wia i wieder nachlassen hab: ‚Hier ist es doch zu locker, Herr Hilzensauer, greifen Sie!‘

I hab aber nit lang g’griffen und hab sie gach aufzoohen über das erste Wandl. Nicht daß sie schlecht gestiegen wär, aber halt soviel mandsbedürftig ischt sie gewesen: ‚Ihre Hand, Herr Sepp!‘

‚Was wölln S’ denn mit meiner Hand?‘

‚Aufziehen, Herr Sepp!‘

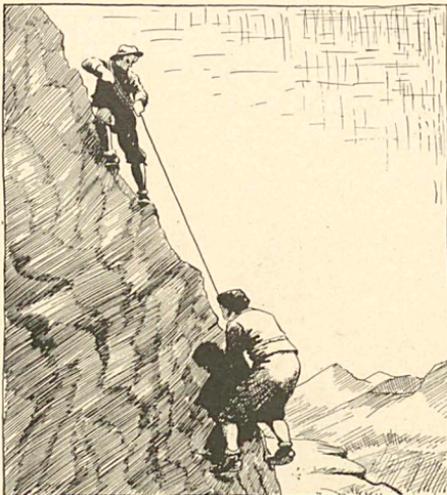
‚Sell geht mit’m Sell aa, für dös sein Sie ja anghängt!‘

Und so hab i sie halt aufgselt über die Schrofen. Aber ‚Stützen Sie mich doch, Herr Sepp!‘, hat sie wieder g’rufen und ‚Sie müssen mich fester halten, Herr Sepp!‘

‚Nix müeß it!‘, hab i gsagt und der Zorn ischt mir kommen, ‚dös merken S’ Ilnen: Was am Sell ischt, ischt am Sell. Dös rührt der Bergführer nit an!‘ Da hat sie wieder ihre großen runden Augen gmacht und hat mi angeschaut damit und hat gsagt: ‚Ach, Herr Sepp, nun seien Sie doch nicht so... so...‘

I bin aber doch so... so... gewesen. ‚Mir ischt lei um den Nockspitz z’tuen‘, hab i gsagt, sünt um nix!‘

‚Ach, wie Sie doch so entzückend grob sein können, Sepp!‘ hat sie gsagt. Grad dös Grobe hat ihr so gefallen bei mir, das war das Gefährliche.



Also hab i wieder feiner sein müssen. Aber beim obern RIB ischt es mir völlig um den Hals gefallen und hat mi packt: „Mir ist schwindlig, Seppi!“ „Mir aal“, hab i gsagt und bin glei wieder weiter über die Wand, weil i den Schwindel kennt hab.

Da hat sie mir halt do wieder derbart und i hab sie auf dös kleine, sonnige Grasplatzl hingsetzt und hab a Pfeifen g'raucht daweil. Da ischt sie ganz gleim zu mir geschloffen und hat sie herdrückt und i hab gspürt, daß ihr schun wieder

Was soll der arme Bergführer mit so einer Herrschaft tün?

I bin halt von der Routen weg, seiltüber hin, wo der hohe Kamin ischt. Zlachet dös Weibsmensch, dös mansnarrische, durch den Kamin“; hab i mir denkt, „da ischt es naß und kalt, da vergehn ihr schun die Hiltzen Inwendig!“

So hab i sie halt eine Well-lang in den Kamin ghängt. Von oben ischt dös Wasser hergeschossen, von unten auer hat der kalte Wind blasen, an der Seiten ischt dös blanke Eis gestanden, naß sein die Griff gwesen und rutschig und eiskalt. Es war alles so, wia i's braucht hab. Grad geschloftet hat sie vor Kälten, ganz blau ischt sie mir worden.

Aber wia i sie wieder auerzochen hab in die Sunn — „Sepp“ hat sie gstöht und hat mi wieder angeschaut mit ihre großen, runden Augen, „Sepp, nun mußt du mich wärmen, ich friere so, Seppi!“

Aber wia i sie wieder auerzochen hab in die Sunn — „Sepp“ hat sie gstöht und hat mi wieder angeschaut mit ihre großen, runden Augen, „Sepp, nun mußt du mich wärmen, ich friere so, Seppi!“

Da hat er glacht, der Alte mit seine rinneten Triefaugen und hat sich einen Kautabak hinter die Zahn geschoben und ausgespuckt: „Sie soll's lei probieren!“

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbmal bin i no nia zu meiner Moild kommen.“

viel z'warm ischt. Es war aber kein Kamin nit mehr auf'm Gipfel.

Ja, das ischt das einzigmal gewesen, Herr, wo i in der Ausübung meines Berufes Angst hab ghabt, ganz schleche Angst. I hätt mir bald nimmer z'helfen gwißt. Grad gschwitzt hab i vor lauter Angst.

Aber der alte Rupfler, der ischt halt mei Rettung gewesen. Auf'm Gipfel ischt er gessen, grad wia i sie aenzochen hab.

„Gnädige Frau“, hab i gsagt und hab sie hinstellt zum Kreuz, „hieз sein mir da und hiez hätt i halt aa was auf'm Herzen!“

„Auf dem Herzen, Seppi?“

„Schaugen S“, gnädige Frau, i bin so arm und allein, ganz verlassen, kein Mensch versteht mi in der Welt, niemand, lei — die Rösler Moild, die Junge. I hab ihr gsagt, heunt auf die Nacht kimm i zu ihr ans Fenster, weil sie mi do so guet versteht. Aber mier ham uns so lang in der Wand verhalten, es wird ja schun glei finster, da ischt es höchste Zeit, daß i geh. Hiez hab i halt gmeint, für den Weg heimzu in der Finstern wär der Rupfler aa no gnuе, „der ischt allweil no a gueter Bergführer mitsamt seine sechzz Jahr.“

Oh, was hat sie da für große runde Augen gmacht, für schleche! Aber sie hat mir do die fufzehn Gulden auszahlt. Da hab i drei davon dem alten zehnlucketen Rupfler geben und hab gsagt: „Da hascht drei Gulden, Rupfler, hiez bring sie mir halt guet ins Dorf“, und heimlich: „aber paß auf, laß di nit verführn!“

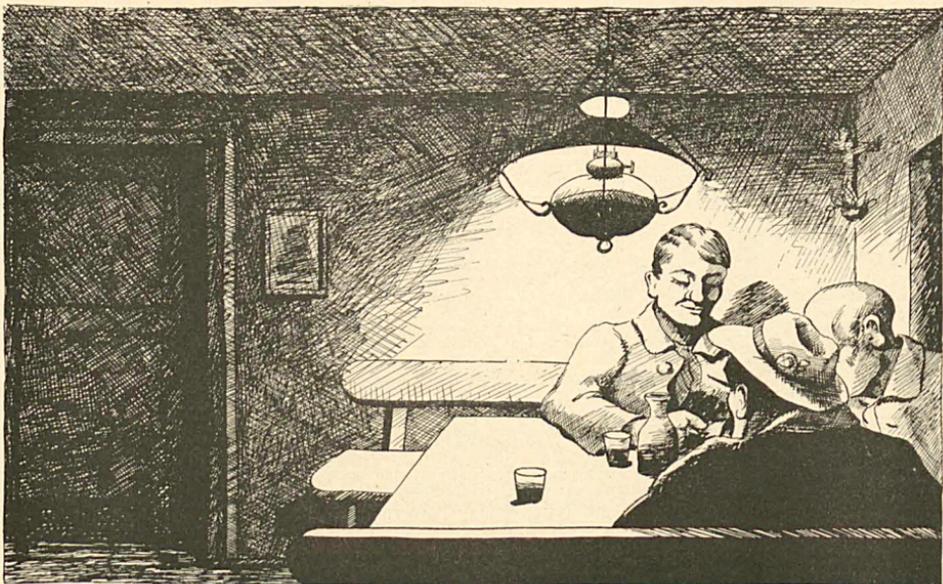
Da hat er glacht, der Alte mit seine rinneten Triefaugen und hat sich einen Kautabak hinter die Zahn geschoben und ausgespuckt: „Sie soll's lei probieren!“

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbmal bin i no nia zu meiner Moild kommen.“

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbmal bin i no nia zu meiner Moild kommen.“

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbmal bin i no nia zu meiner Moild kommen.“

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbmal bin i no nia zu meiner Moild kommen.“



Künstler-Kollektive

(Karl Arnold)



Zwölf Autoren schreiben ein Lustspiel: „Also, meine Herren, wir haben nun diesen Witz präzise formuliert. Ich bitte jetzt um Abstimmung, ob über besagten Witz auch gelacht werden kann.“



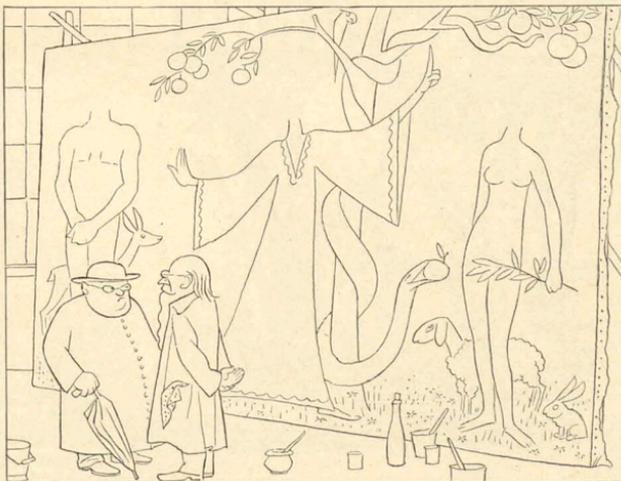
Im Sowjet-Orchester: „Was heißt zweite Geige! Mir sinn doch ka Gemeinschaft, mir sinn doch a Kollektiv, und da kann doch wohl a jeder die erste Geige spielen!“



Die Muse des Dichters: „Arbeiten Sie wieder an einem neuen Roman, Herr Doktor!“
— „Darüber wird mein Mann kaum Auskunft geben können, aber ich werde die Mitwelt schon zu gegebener Zeit zu überraschen wissen.“



Der stille Teilhaber: „Mir fällt rein gar nichts mehr ein—eigentlich sollten wir 'mal was zusammen machen.“



Der verhinderte Sündenfall: „Die Körper-, Hand-, Fuß-, Draperie-, Tier- und Landschaftsmaler sind alle schon fertig, bloß der Kopfmaler läßt noch auf sich warten.“

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



In Dingsda war ein Kooperator, ein etwas zerstreuter Herr. Gelehrte sind meistens zerstreut, es soll aber auch bei Pfarrern vorkommen. Der Pfarrer hatte es etliche Male bei Begräbnissen dermaßen durchgewelcht, daß er nur mit Grauen an solche dachte, wenn an dem Tag der Himmel sich überzog. Der alte Herr wußte sich aber zu helfen. Er gab bekannt: „Falls es um drei Uhr regnet, findet die Beerdigung eine Stunde später statt.“

Auf diese Weise klappte es meistens, man entging dem Regenguß, was nicht nur den Pfarrer angenehm berührte, sondern auch die Leidtragenden, die in kleinen Orten ja fast immer dieselben sind. Der Brauch bürgerte sich ein.

Eines Tages sollte wieder eine Beerdigung stattfinden. Der Himmel sah nach Regen aus. Die Leidtragenden kamen in den Pfarrhof und fragten, ob die Beerdigung verschoben werde. Der Kooperator wollte jedoch an diesem Tage um 4 Uhr verreisen und so sagte er: „Sollte es um 3 Uhr regnen, so findet die Beerdigung um 2 Uhr statt!“

Der Herr im „Roten Ochsen“ schwärmte sehr für Naturgenüsse. Leider fand er die Gegend nicht besonders reizvoll, so daß der Herr bald gelangweilt herumsaß. Der Hausknecht empfahl ihm den Weg zur Jägerhütte als sehr lohnend; er sei ihm schon öfters gegangen und er müsse schon sagen, er sei immer wieder auf seine Rechnung gekommen.

Als der Herr von der Jägerhütte zurückkam, war er sehr empört. So ein langweiliger Weg sei ihm noch nicht gleich vorgekommen; wie man da selbst bei bescheidenen Ansprüchen einen Genuß haben könne, sei ihm schleierhaft. „Ich geh' ihn halt immer mit der Zenzil“, antwortete der Hausknecht.

Emil Laisebein führt immer das große Wort am Stammtisch, woraus man ersieht, daß Namen tatsächlich Schall und Rauch sind. Laisebein ist über alles unterrichtet; er kann bei jedem Vorfall mitreden und eines Tages behauptete er im Brustton tiefster Überzeugung: „Ich habe bisher in jeder Sache die Entwicklung vorausgesehen und mich niemals in meinen Voraussagen geirrt.“ „Das besagt also, Herr Laisebein“, stellte einer von der Stammtischrunde fest, „daß Sie sich bis 1933 überhaupt nicht mit Politik befaßt haben.“

Ich fuhr mit der Straßenbahn in einen Vorort und stand vorne beim Wagenführer. An einer Haltestelle wollte eine Frau vor dem Wagen die Straße passieren und wurde von dem gerade haltenden Wagen noch ein wenig erfasst, so daß sie mit dem Kopf gegen die Vorderwand des Wagens stieß.

Nicht allzu heftig. Außer einem gelockerten Zahn war offenbar noch alles heil. „Hen Se d' Gosch' e biblé nâg'schlage?“ fragte der Schaffner im schönsten Schwäbisch. Als er aber die entrüsteten Blicke der Frau gewahrte, setzte er in einem etwas gewaltsamen Hochdeutsch hinzu: „Hoffentlich hat Ihr werthes Befinden sonst nicht notgelitten?“

Während eines Pirschganges kehre ich zum Ausruhen und zwecks Auffeuchtung meiner trocken gewordenen Zunge in einer Waldwirtschaft ein. Dort sitzen bereits zwei mir bekannte Familien mit Kindern im Alter von etwa 4 bis 6 Jahren. Wir kommen in so angeregter Unterhaltung, daß die Frauen sich nicht vom Tisch entfernen mögen und der etwa sechsjährigen Else die Führung der Kleinen nach einem gewissen Ortchen überlassen. Eben zieht sie mit dem etwa dreijährigen Hänchen los, kommt aber bald aufgeregt zurück und ruft durch das Gastzimmer: „Mutli, Hänchen will auf 'Damen!'“

In der Sprache des Erzgebirglers heißen die Hosen — Husen, dafür die Hasen — Hosen, und Hosen, das heißt Stallhasen, sind dort beliebte Haustierte. Die dreijährige Inge aus der Großstadt weilte zum erstenmal bei der Großmutter im Erzgebirge auf Besuch. Die Großmutter will Inge eine Freude machen und sagt:

„Sa, Inge, itze zeig' ich dir amol meine Hosen!“ Inge will sich hierfür erkenntlich zeigen, und eifertig kommt sie der Großmutter zuvor, indem sie ihr Rückchen hochhebt und sagt: „Sieh', Großmama, i ch hab' lila Hosen an!“



Aber wer mitten im Leben steht, muß wissen, was es bei ihm daheim und draußen Neues gibt!

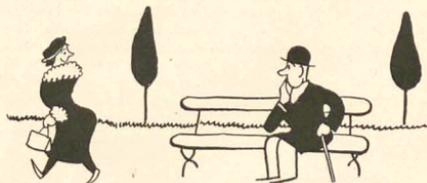
Luft im
Ski-Sport

25 Pfg.

Illustrierte Zeitschrift für Ski-Sport und Ski-Touristik
Beständiges Organ des Badminton-Verbandes im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen

Lieber Simplicissimus

Manchmal plaudere ich ein wenig mit Fräulein Pechulke, die auf dem gleichen Stock wohnt. Sie liest gerne Liebesromane, um so in ihrem einsamen Altjüngferndasein ein klein wenig Lebensersatz zu finden. Meist ist sie über die etwas naiven Sachen sehr gerührt; aber neulich fand ich sie in heller Empörung vor. Ein kleiner Druckfehler hatte sie ganz außer Fassung gebracht. Sie reichte mir flämenden Amplitzen das Buch, und ich las: „Amanda war wie ein zartes, durchsichtiges Gesäß, dessen Inhalt seinen alles durchdringenden Blicken preisgegeben war.“

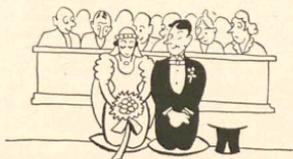


Kalmus, der Werbefachmann, hat sich eines Tages in ein Mädchen verliebt. Es war zwar nicht sehr schön, dafür wies seine Rückseite eine breit ausladende, nicht zu überschende Fülle aus. Die Kollegen hänselten ihn ob dieser Errungenschaft ein wenig. Und Kalmus gestand sich bald selbst ein, daß er sich da ein bißchen verrannt hatte. „Was hat mich nur“, sagte er kopfschüttelnd, als er mit einem Freund ein zugkräftig hergerichtetes Schaufenster besah, „zu ihr hingezogen?“ „Wahrscheinlich ihr wirkungsvoller Blickfang!“, erwiderte der Freund.

Der alte Kumpf ist mit seinem Sohn nicht recht zufrieden. Er behauptet, er sei aus der Art geschlagen. In der Tat ist der ungefähr Achtzehnjährige das glatte Gegenteil des Alten. Dieser: urwüchsig, einfach und derb, sowohl körperlich als auch im Gehoben; der Sohn dagegen zart, einer, den man viel mit Büchern sieht und der Vorträge besucht.

Eines Tages nun stellt Kumpf fest, daß sein Sprößling zu allem hin auch noch angefangen hat, auf seinem Zimmer rhythmische Gymnastik zu betreiben. Derartige „Firtelanz“ ist Kumpf nun schon ganz abhold. Er hatte sich in diesem Alter schon auf ganz andere Art Bewegung gemacht, teils im Wirtshaus oder auf der Kegelbahn, teils sonst. Deshalb sagt er angesichts dieser merkwürdigen Entspannungs- und Lockerungsübungen: „O Kerle, nimm a Mädle en Arm, des dich de beschte rhythmische Gymnastik für dein Alter!“

bis obenhin zugeknöpfte Vorsitzende geriet ganz besonders in Harnisch. Gerade auf diesem Gebiete sei es äußerst gefährlich, auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen. „Die Erfahrung hat es immer wieder eindeutig gezeigt“, rief sie beschwörend aus, „wenn man dem Teufel auch nur den kleinsten Halsausschnitt gewährt, will er gleich den ganzen Busen!“



Im Städtchen findet zur Freude der Einheimischen die Trauung der ältesten Tochter eines sittenstrengen Mannes statt. Alles läuft natürlich in die Kirche. Es ist sehr feierlich; Gesang, Geigenpiel und Orgel. Doch den Höhepunkt bildet bei jeder Trauung die Einsegnung des jungen Paares und der Ringwechsel. Braut und Bräutigam knien nieder. Hochzeitsgesellschaft und Pfarrer müssen aber plötzlich die Beobachtung machen, daß durch die endliche Zuhörerschaft ein unterdrücktes Kirchern und Lachen geht, dessen Ursache nur eben die erkennen, die hinter dem knienden Paare sitzen. Nämlich: auf den vier Stiefelsohlen der Knienden ist deutlich die Zahl 24 mit Kreide ziemlich groß zu sehen. Es ist dies die Zimmernummer des Gasthofes „Zum goldenen Engel“.

Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Kiem-Pauli. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. „Jedem der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volksseele hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen“ — schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage. Kartiert RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München.

Abtuhl in Dorst und Bild-jidun Tommsberg

München

in

Zellwiesensch

So also sieht ein Mädchen aus! / Eine wahre Geschichte aus dem Leben

Erzählt von Georg Schwarz

Ein junger, lustiger Mensch, der auf dem Lande geboren, seinem Lehrherrn entlaufen war und kurze Zeit in der nächsten Stadt von Gelegenheitsarbeit lebte, aber durch die Not und verführt durch schlechte Gesellen, deren Leben ihm gefiel, auf Abwege geriet und Dieb wurde — schlich sich eines Abends in der Absicht zu stehlen in das Landhaus eines begüterten Mannes, den er verriet wußte.

Um jeder möglichen und unangenehmen Überraschung zu entgehen — denn der Eigentümer des Hauses konnte jederzeit von seiner Reise zurückkommen und seine reich eingerichteten Räume in Besitz nehmen — verkroch er sich in die Dienstbotenkammer des haushütenden Mädchens, und zwar — unter dessen Bett.

Die heikle und spannende Situation unter den niederen Pfosten des Dienstbotenmöbels wurde beklemmend in dem Augenblick, als das Mädchen, noch vor Mitternacht, in seine Kammer trat, sich sorgsam entkleidete und umständlich wusch, wobei sie auch die letzte Hülle ablegte.

Aber der Eindringling hatte es zu ihrem Glück nicht auf Überraschung harmloser, zu Bett gehender Mädchen abgesehen, sondern sein ganzes Trachten ging nach Geld, das er brauchte, und das er in den andern Räumen des fast verlassen Hauses vermutete.

Das Mädchen, jung, ein wenig gefällsüchtig und

sich allein glaubend, beschaute sich, bevor sie ihr bereitgelegtes Nachthemd anlegte, sekundlang in dem Spiegel, der über dem Waschtisch hing, fand die dort herausschauende Eva keck und reizvoll, drehte sich auch ein wenig auf die Seite, warf das gelöste, schon ausgekämmte Haar nach vorn über die Brust — seufzte etwas und sagte mit einer Stimme, die sich in dem Kämmerchen fremdartig anhörte, als käme sie gar nicht aus ihr: „So also sieht ein Mädchen aus!“

Sie erschrak, kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, blies die Kerze aus und legte sich ins Bett. Am nächsten Tag, es war zugleich der Tag, an dem der Besitzer in sein Haus zurückkehrte, wurde zum Leidwesen des Mannes und zum Schrecken der Magd, die sich verantwortlich fühlte, ein großer Diebstahl von Silberwaren und Geld bemerkt.

Irgendeine Spur war nicht zu finden. Das Mädchen wurde verhöört. Wenn auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf sie fallen konnte, in ihren Sachen befand sich nichts Gestohlenen, das Einvernehmen zwischen der Herrschaft und dem Mädchen war gestört und blieb es, weshalb das Mädchen, gekränkt und ihre Unschuld betauernd, wenn sie sich auch der Unvorsichtigkeit anklagen mußte, um ihre Entlassung bat. Man ließ sie gehen. Nach Jahren besuchte sie, die interdessen in die Ferne gezogen war, wo sie einen Mann gefunden

hatte, eine Verwandte ihres Gatten in derselben Stadt und wanderte mit ihr in der Dämmerung eines heiteren Frühlingstags in den Anlagen des mitten durch die Stadt strömenden Flusses auf und ab, als ihnen eine Gruppe lachender und scherzender junger Männer entgegen kam, die den Eindruck machten, als gingen sie zu einem heiteren Fest oder zu einem lustigen Treffen.

Die junge Frau, die weit außen am Gehweg dahinwanderte, sah sich auf einen gewissen, rasch sich verringenden Abstand einem jungen Mann in guter Kleidung gegenüber, der sie genau ins Auge faßte, als könne er sie; der, eben ein Scherz- und Witzwort seiner Genossen erwidern, überrascht vor ihr stehen blieb, dann aber gewandt auswich, und der sich Wundernden in gutmütig spottendem Tone zurief: „So also sieht ein Mädchen aus!“

Die Angesprochene blieb im ersten Augenblick betroffen stehen, erröte, wir wissen warum, und rief im nächsten Augenblick schon die Polizei, forderte die Vorübergehenden erregt auf, den Dieb, durch den sie sich selbst jahrelang verdächtigt fühlen mußte, dingfest zu machen. Dieser hatte, als er die Angesprochene stehen bleiben und erröten gesehen, auch schon schneller zu gehen und schließlich zu laufen begonnen, was ihn auch vor den Ahnungslosen verdächtig machte und schließlich zu seiner Verhaftung führte.



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch schenkte dir deine Mutter, Bücher erschlossen dir die Welt, sie formten dein



Fühlen, dein Wissen! So geht es dir — so geht es uns allen. Das Leben verlangt das Buch.



Darum laß es dir schenken und schenke es: deinen Lieben, deinem Kind, deinem Kameraden!



Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUN! SOUVILLE!

Von Hermann Thimmernann
„So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Ausschnitt aus der furchtbarsten Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 143 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERNS HIMMEL

Von Oberst Bodenschatz
Die 16 Kampfmonate des Richtofenschwadern, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

...UND BITTEN WIR SIE...

Von Oskar Jancke
Was für arme Sprachsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder daheim! Hier ist zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Südenspiegel vorhält. Ein nützlich und wahrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50, Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Bastian Schmidt
Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuchsreihe — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERFLANZEN

Von Ely Petersen
Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPF UND SIEG IN SCHNIEE UND EIS

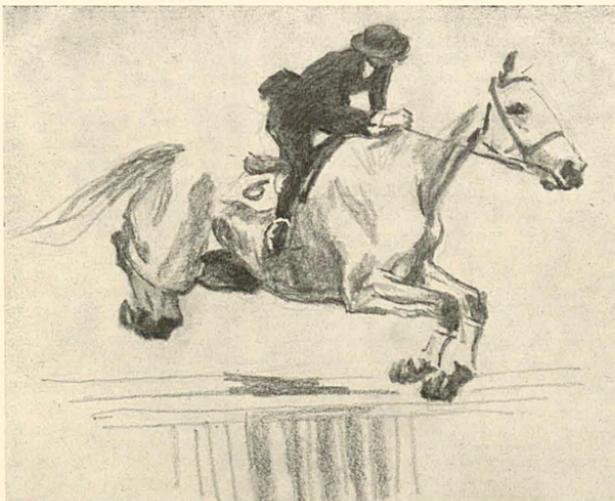
Von Harster und LeFort
Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschlossene in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KÄMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller
Der Olympiastarter gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit dem Olympavorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München



„Was nützt mir der schönste Sprung, wenn weit und breit kein Photograph da ist!“

Die Ballade vom verlorenen Pfennig

Ein Pfennig lag am Straßenrand:
zerschrammt, mit Grünspanüberzug
— wer weiß, wer ihn einst bei sich trug —
und wartete, daß man ihn fand.

Er lag in Sonne, Wind und Licht,
und manchmal wusch der Regen ihn,
barmherzig, wie der Regen ist,
das schmale Armeutgesicht.

Auch schnupperte ihn dann und wann
ein mag'rer Hund verächtlich an,
und hob das Bein... und ließ ihn dann...

Man schob ihn — trat ihn — zitternd schwang
zweilen auf im Straßenlirm
sein armer, dünner Pfenniglang...

Jedoch man sah und fand ihn nicht:
ihm fehlte Glanz, Gesicht, Gezicht!

Schon lag er dicht an einem Siel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
in's dunkle Bodenlose fiel!

So lag der Pfennig nun am Rand
der Straße Tag und Nacht und Tag
und wartete, daß man ihn fand...

Und nur des Nachts beim Sternenschein,
wenn endlich auch die Straße schlief:
dann fühlte er sich nicht allein
und brauchte nicht so unbedingt
ein armer Pfennig nur zu sein:

Denn gleichermaßen über ihm
— wie über Gold und Edelstein —
stand majestätisch, groß und hehr
der Sterne wundervolles Heer —

Jedoch der graue Morgen fand
ihn wieder dreckig und verschrammt,
und lecht am Siel am Straßenrand...

Bis doch in einer jener Stunden,
die auch ein Gott für ihn gemacht
— in sternendehrender Nacht,
vom Glanze schwer, von Licht umhüllt —

der arme, kleine Pfennig auch
sein Ziel und seinen Zweck gefunden,
vom Schicksal gleichnißhaft erfüllt:

Es stieß, als er nach Hause ging
— der Weg war noch zwei Stunden weit —
als ihn schon Traum und Müdigkeit
und Schwäche nebelhaft umfing,
ein unbekannter Dichtersmann
mit müdem Fuß den Pfennig an
in leerer Straße Einsamkeit:

Fast traumhaft hört' er Klang und Kling,
— er hob ihn auf... und lächelte
und sprach, indes beim Sternenschein
sein Blick ihn liebevoll umfing:

„Da bist du ja! ... Das soll so sein,
du liebes, kleines, gutes Ding —
weil ich nun mit der letzten Bahn,
— umsteigen... Hofen... in den Ring...
endlich nach Hause fahren kann...“

Es fehlte unserem Dichtersmann
— fürwehr, er hatte wirklich Glück —
am Fahrpreis just des Pfennigstück,
was Jedem mal passieren kann!

Doch wenn ein Schaffner dienstlich ist,
denn nutzt nicht Bitte und nicht List:
dann fährt die Bahn dir wie zum Hohn,
weil dir der Pfennig fehlt, davon —
und läßt dich in der Nacht zurück...

Und die Moral von der Geschichte?!

Ein Pfennig nur... doch sehr ihn fand
zur rechten Zeit, in dessen Hand
empfängt er Segen, Wert, Gezicht!

Und überdies — vergeßt es nicht:

Er lag noch dicht schon an dem Siel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
in's dunkle Bodenlose fiel!

So aber hebt ihn mein Gedicht
hinauf ins Gleichnis und ins Licht. Peter Burlach

Telefon / Von Hasse Zetterström

Es ist doch merkwürdig, daß die Leute unbedingt falsch verbunden werden müssen, wenn sie bei mir anrufen! Heute läutete eine Frau an:

„Hier Frau Holmstrand, Bragestraße 15. Wir haben Ihnen ein paar Möbel vom Vergolden hingeschickt, sind sie fertig?“

„Ja“, antwortete ich, „sie sind fertig, aber wir haben es uns nicht leisten können, sie zu vergolden. Wir haben versucht, sie zu versilbern, aber es reichte nicht weit, und nun haben wir die Möbel verzinnt. Sie sehen sehr hübsch aus, und dann sind sie auch haltbarer als mit Gold.“

„Was sagen Sie? Menschenskind! Sie haben die Möbel verzinnt?! Was hat das denn für einen Zweck?!“

„Ja, wer soll das wissen! Aber man könnte sich ja denken, daß das gut wäre, wenn man was darin kochen und vor Vergiftung sicher sein wollte.“

Die Verbindung ist weg.

Nach einem Wellchen klingelt es wieder, und dieselbe Frauenstimme fragt:

„Was das wirklich wahr mit der Verzinnung der Möbel?“

„Nein, nicht ganz. Einen Spieltisch haben wir vernickelt, um das Falschspielen zu erleichtern. Er spiegelt nämlich wider.“

Energisches Abläuten.

Das Telefon klingelte, und eine weibliche Stimme sagte:

„Bitte, schicken Sie einen Sack Birkenholz zu Günther, Seilergasse 83.“

„Sofort“, sagte ich, „aber zuerst eine kleine Frage: Sind Sie verwandt mit dem Minister Günther?“

„Warum?“

„Weil wir ziemlich wählerisch mit unseren Kunden sind. Wir schicken nicht dem ersten besten Holz. Welche Sorte Birkenholz soll es denn sein?“

„Warum?“

„Ja, wir haben zwei Sorten: eine trockene und eine nasse Sorte. Die nasse legen wir abends in Wasser, um sie morgens recht durchweicht zu haben. Gewässertes Holz ist eine große Neuheit. Es brennt nicht, aber es qualmt sehr schön.“

Bestimmtes Abläuten.

Nach einer Weile erneutes Klingeln und dieselbe Stimme:

„Schicken Sie, bitte, einen Sack Birkenholz zu Günther, Seilergasse 83.“

„Gern — soll es die übliche Sorte sein oder die gedrechselte?“

„Gedrechselt — was meinen Sie damit?“

„Ja, wir haben eine neue Sorte Holz, die wir drechseln, um es hübsch und rund zu machen. Sie werden doch zugeben, daß das alte Holz recht häßlich war und daß man leicht dadurch zu Schaden kommen konnte. Man riß sich Splitter in die Finger.“

Das gedrechselte Holz ist garantiert splitterfrei, wir führen es mit verschiedenen Farben bemalt, das macht sich ausgezeichnet im Kamin. Unsere Anfertigung von gedrechseltem Holz wird von einem ersten Architekten kontrolliert, und für die Farbzusammensetzung haftet ein Professor der Kunstakademie. — Gedrechseltes und bemaltes Holz kostet acht Kronen pro Sack. In einigen Holzkloben haben wir kleine Spieltischen, die durch den Luftzug in Gang gesetzt werden.“

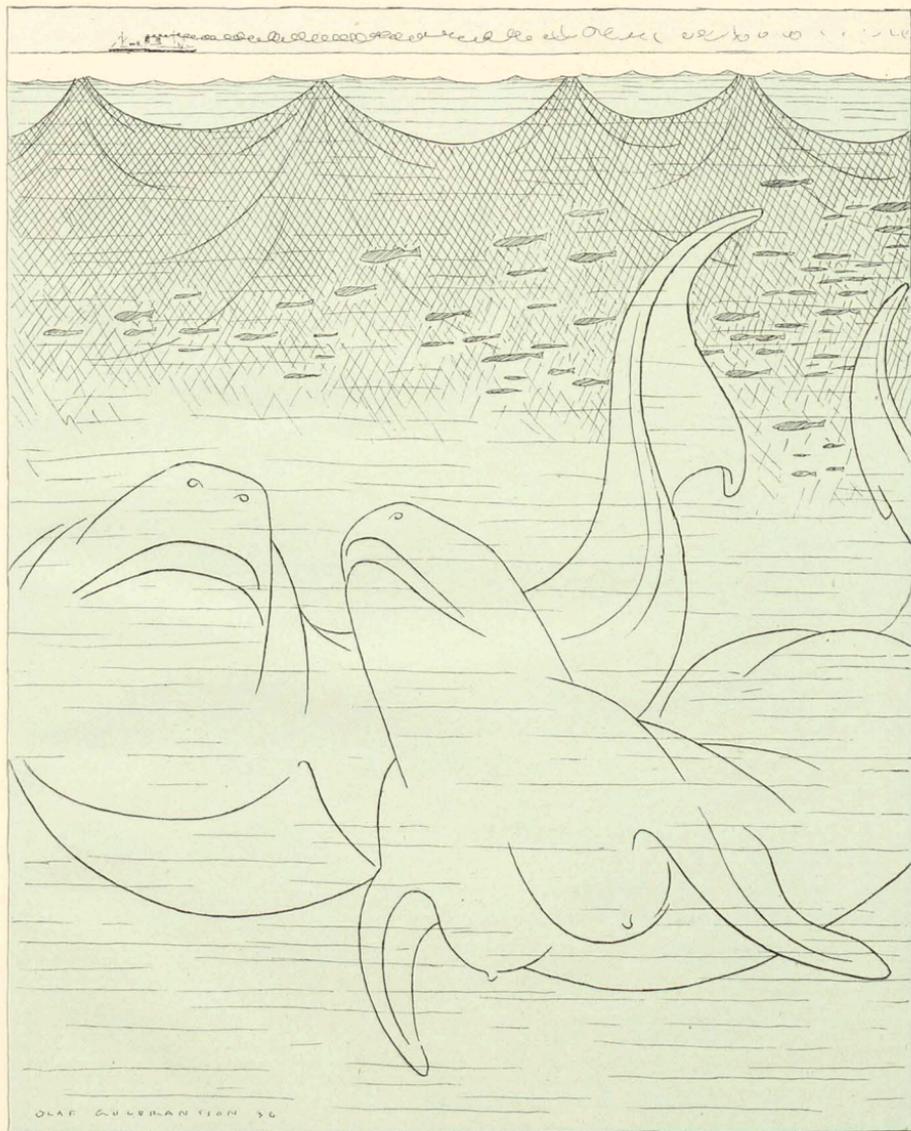
Hier hielt ich inne, und die Stimme sagte:

„Wo um alles in der Welt bin ich denn eigentlicht?!“

„Bei Günther, Seilergasse 83“, sagte ich freundlich aufklärend; denn das hatte ich ja nun schon zweimal erfahren.

(Berecht. Übertragung e. d. Schwed. v. M. Müller-Assindia)

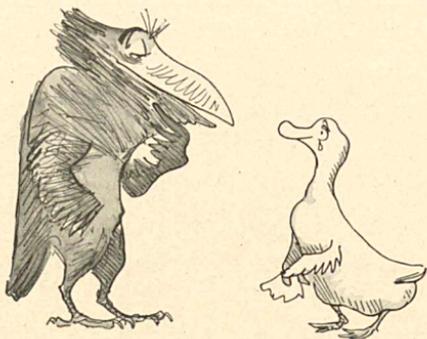
Aus Walfischkreisen hört man... (Olaf Gulbransson)



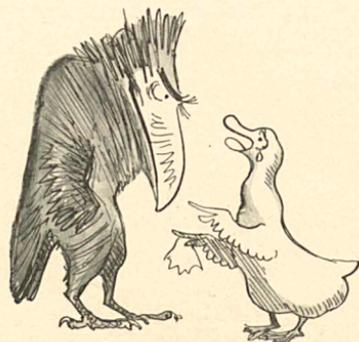
„So 'ne Netzjacke wäre eigentlich ganz praktisch für den Winter.“ –
„Wo denkst du hin, Olaf! Das ist doch nur was für kleine Leute!“

Das wüste Rabenaas

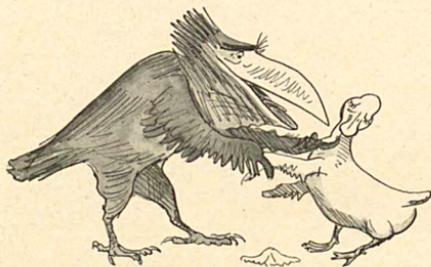
(Fr. Bilek)



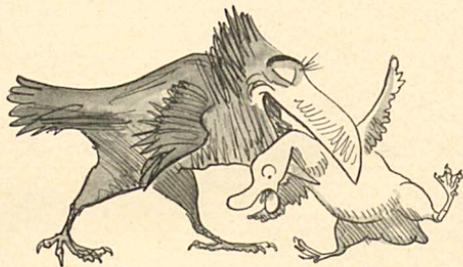
Ein scharfer Rabe stand allein,
da kam zu ihm ein Gänschen klein.



Sie klagt von ihrem Seelenschmerz
und wackelt leidvoll mit dem Sterz.



Der Rabe kraut sie unterm Kinn,
er hat für solche Gänschen Sinn!



Doch plötzlich sieht er nur die Gans —
Und frißt sie auf samt Hals und Schwanz!

Der Fluch der Maschine / Von Felix Riemkasten

Das Leben ist heute viel zu böse geworden, als daß man ihm ohne Waffen entgegentreten könnte. Dem Urmenschen genügte noch der bloße Federhalter, aber der Mensch von heute muß eine Schreibmaschine haben. Es kann ihm passieren, daß er in seinem Klub, oder wie das Ding sonst heißen mag, zu Ansehen gelangt, daß er ein bedeutsamer Mann wird, und schon haben sie ihn gewählt. Sie haben ihn zum Schriftführer gewählt, und er ist nun derjenige, der an die neun Mitglieder jedesmal rundzuschreiben hat: „Zu der am 17. d. M. stattfindenden Versammlung werden Sie hiermit ausdrücklich geladen!“ Diese geladenen Menschen explodieren dann, wenn es sich um Sonder-Umlagen und dergleichen handelt. Meist aber, bei den harmlosen Klubs, liegt in der vorherigen Ladung ein Irrtum; denn die Mitglieder sind vorher keineswegs geladen, geladen sind sie erst nachher, schwer, schlief und

unregelmäßig. Und dazu braucht der moderne Mensch eine Schreibmaschine. So geht also einer, den es getroffen hat und den der Ehrgeiz prickelt, hin ins Geschäft und wünscht eine passende Maschine zu kaufen, ein Maschchen, geeignet für einen Faltbootklub. Damit kann er fünf Durchschläge machen, ist ein großer Mann geworden und braucht diesen öden Text nur zweimal zu tippen. Wer sehr klug ist, erzählt im Klub nie, daß er so eine Maschine schon habe; denn sofort haben sie dann ihn. Bei mir ist es nicht gut zu verborgen, daß ich eine Maschine habe. Ich bin aber klugerweise erst gar nicht im Klub. Kunstmenschen sind individuelle Menschen, und individuelle Menschen sind im Faltbootklub unmöglich. Oder wie soll das ausgehen, wenn im Zweifler der eine immer individuell paddelt? Ja, wie soll das ausgehen? Es geht übel aus.

Dafür bin ich auf andere Weise heimgesucht worden. Ein älteres Fräulein hat das Licht ihres sprunghaften Geistes auf mich und meine Maschine fallen lassen, sie hat des weiteren erfaßt, was für ein hilfloser Mensch ich bin, aus Gutmütigkeit hilflos, und seitdem schlägt sie ihre Klauen immer schärfer in meine Weichteile. Ich muß für sie tippen. Nicht für sie, nein, das wäre häßlich eigensüchtig, aber für ihre Idee. Ihre Idee bezieht sich auf ihr Hausgrundstück; ihr Hausgrundstück unterliegt einer Besteuerung, und die Besteuerung ist ungerecht. Der Bürgermeister, der es wenden könnte, steht viel zu hoch und weiß das gar nicht; denn der Stadtrat, der die Sache bearbeitet, ist angeblich ein Irtrügler und hält ihm alles fern, und daher erfordert es schon die Gerechtigkeit... Also die Gerechtigkeit erfordert wöchentlich einmal eine Eingabe nebst Anlage und den Anlagen

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nebeneinander Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 20 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A., III., Vj. 36 11645. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schrifftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 10, Fernruf 1296, Postcheckkonto München 9720, Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

zu der Anlage. Aber da der Stadtrat so ein In-
trigant ist, dem man alles zutrauen kann, alles, so
hat das erbitterte Fräulein bisher alles, was sie
ihm hinschickte, in Abschrift für ihre eigenen
Akten einbehalten, und diese Arbeit kann ich ihr
fortan abnehmen; denn eine Maschine schreibt
ohne besondere Mühe mit Durchschlag, und
außerdem sieht Maschinenschrift an sich schon
durchschlagend aus. In Maschine geschrieben
sieht es kalt und gefühllos aus, man ehnt, daß da
etwas Rechtsberaterisches dahinter stecken kann,
und wenn der Stadtrat das sieht, wird er unwill-

kürlich „Au“ rufen und erblassen, und seine
Glatze muß sich sträuben; denn nun sieht er zu
seinem Schrecken, daß er es nicht nur mit einer
hilflosen Frau zu tun hatte.

„Und darum“, sagte sie und sah mich rückend
innig an und drückte mir heiß die Hand, denn
wir waren zwei Freunde der Gerechtigkeit, „darum
habe ich mir gedacht, da Sie doch eine Schreib-
maschine haben und alles damit so einfach geht,
daß Sie mir am besten die ganzen Akte sauber
und klar abtippen, mit einem Durchschlag natür-
lich, und dann, wo Sie doch sicher allerlei Einfluß

haben und ganz anders auftreten können, Sie, als
Mann, wie ich, als bloße Frau, wo man denkt, da
kann man drauftreten, dann legen Sie es dem
Bürgermeister persönlich vor. Das Papier, was Sie
brauchen, gebe ich Ihnen.“

Und nun überlege ich immer: Bin ich auf un-
bestimmte Zeit verreist? Ist meine Maschine ent-
zwei? Oder habe ich ein eltriges Geschwür an
der Fingerkuppe?
Aber in allen drei Fällen: sie kann warten, sie
wird warten und mir in all der Zeit diesen klaren
Fall mündlich immer noch klarer machen.

Grenzübertritt

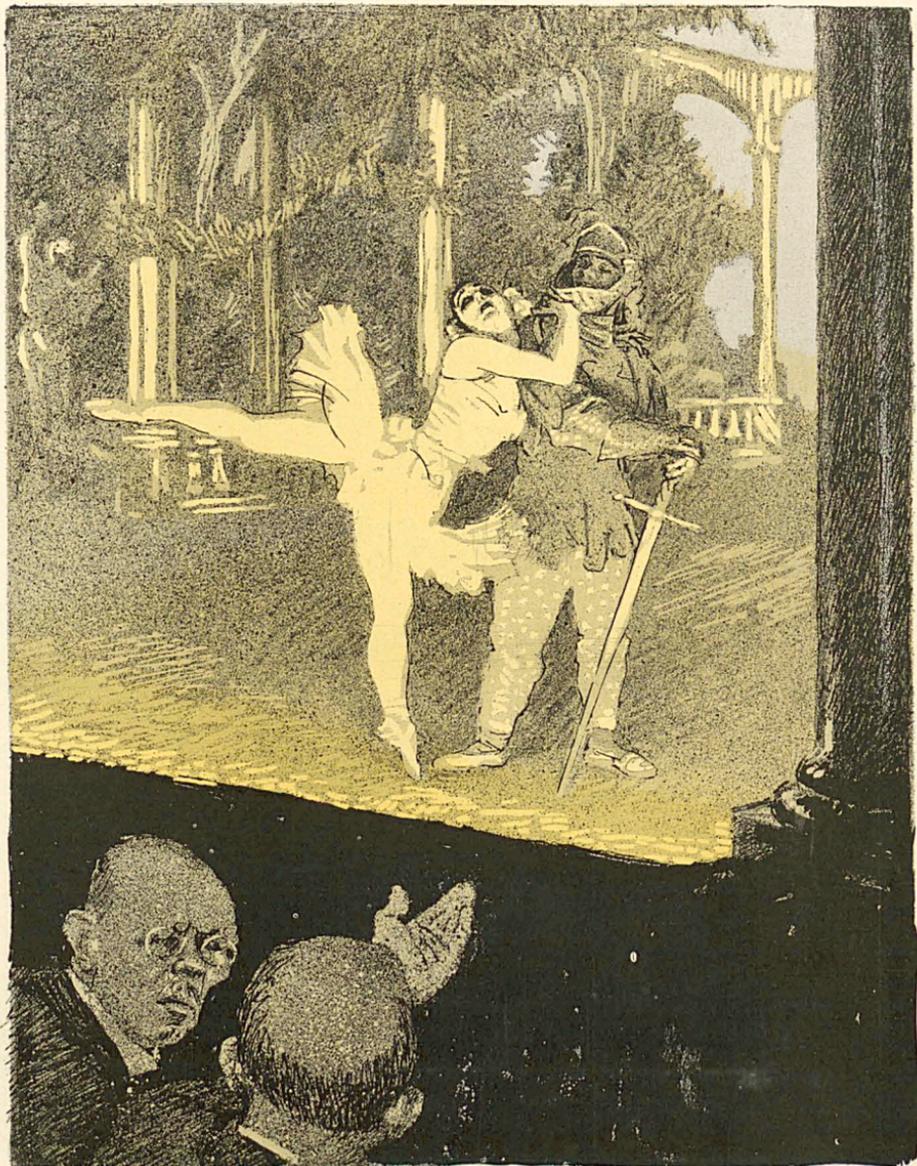
(R. Kriesch)



„Zu peinlich, Peter, jetzt kramen die in meinen Hemden herum!“ — „Bist du aber prüde,
da find' ich nichts dabei.“ — „Ich auch nicht, aber die finden dabei deine Zigarren!“

Wenn Mucker meckern

(Eduard Thöny)



„Nichts drunter, Tüll drüber, mit Rosen garniert! Ist es nicht ein Skandal?“ — „Ist es, aber bei der heutigen Verständnislosigkeit nur noch für uns, leider nur noch für uns!“